

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 19

Artikel: Lisa Wenger

Autor: H.E.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Paul, Paul, er hat sich ertränkt. Er ist tot, Paul. Ich habe ihm nicht geholfen. Ich habe ihn in den Tod gehen lassen. Ich bin daheim gesessen und habe genäht, während er ins Wasser sprang. Ich bin nicht zu ihm gegangen und habe ihn getröstet.“ Dann ließ sie plötzlich Paul los und sah ihren Mann an.

„Du hast mich nicht gehen lassen, Franz, du bist schuld,“ schrie sie außer sich. „Du bist schuld, du hast ihn getötet.“ Dann sagte sie zu Paul: „Er hat ihn heute Morgen geschlagen.“ Saller sah sie fest an.

„Komm zu dir, Marie.“ Paul schlug die Hände vor das Gesicht.

„Das ist furchtbar,“ murmelte er. Die Pfarrerin lag wieder über ihres Sohnes Leiche.

„Wir wollen ihn auskleiden und in sein Zimmer tragen,“ sagte der junge Mann mit einer Stimme, die er kaum festigen konnte. „Zuerst will ich Euch aber hinüberführen, liebe Frau Pfarrer.“ Er nahm ihre Hand, als wäre er ihr Sohn, und geleitete sie in ihr Zimmer, wo sie willenlos auf einen Stuhl sank. Ihre Kleider waren naß, und sie erschauerte heftig.

Paul suchte unter Gottfrieds Wäsche ein Hemd und ging zu des Freundes Leiche zurück.

Der Vater saß tief vornübergebeugt daneben, die Stirne auf dem Tisch, auf dem sein Sohn lag. Es schien ihm, als seien Berge über ihm zusammengefallen.

„Des Herrn Hand lastet schwer auf mir,“ sagte er zu Paul. „Fast übersteigt es meine Kraft.“ Dann erhob er sich und entkleidete, wusch und trocknete mit Paul den eiskalten, starren Körper. Darauf trugen sie Gottfried auf sein Bett.

Mit einer scheuen, ungewohnten Liebkosung strich Pfarrer Saller über Gottfrieds Wange. Das hatte er dem Lebenden nie getan.

Paul weinte bitterlich, und die Pfarrerin saß auf einem Lehnsstuhl neben ihrem toten Sohn und legte ihren Kopf auf das Kissen neben den Verlorenen.

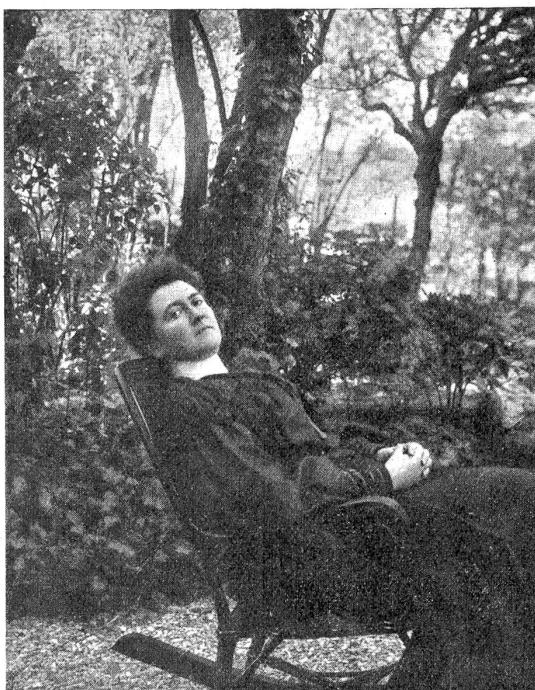
So hielten die Drei Totenwacht.

(Schluß folgt.)

Lisa Wenger.

Von Dr. h. E. B.

Albert Köster hat in seinen „Sieben Vorlesungen“ auf die Erscheinung hingewiesen, daß in der Schweiz eine Personalunion zwischen Maler und Dichter nichts Seltenes sei. Er hätte als Beispiel neben Salomon Gessner, Ulrich Hegner und Martin Usteri wohl auch den Berner Karl Stauffer nennen sollen, der Gottfried Keller zeitlich und geistig näher stand als jene ältern Zürcher Kollegen. Diesen, wie es scheint spezifisch schweizerischen Zug läßt auch Lisa Wenger im Zusammenhang mit dem Meister nennen. Dabei ist die Zusammennennung auch innerlich wohl begründet, wenn man damit andeutet will, daß wir in Lisa Wenger eine ernstzunehmende literarische Persönlichkeit vor uns haben. Eine Einreichung wäre verfrüht und zur Zeit nicht wohl möglich, da die Künstlerin erst mitten in ihrer Entwicklung steht und ihre wenigen Werke zu einem abschließenden Urteil nicht berechtigen. Lisa Wenger hat mit ihren Landesmännern Keller, Meyer, Gotthelf — auch Arnold Ott wäre zu nennen — eben auch den Zug gemeinsam, daß sie spät erst ihrer dichterischen Bestimmung bewußt wird und zur Feder greift. Dieses „Spät, aber doch nicht zu spät“ liegt wohl mehr in den Umständen als im Wesen der Schriftstellerin begründet; während bei G. Keller und bei C. F. Meyer der Dichter sich aus der ganzen übrigen Persönlichkeit, vom Maler und Historiker losringen mußte, hat Lisa Wenger sozusagen zufällig, als sie ihren Kindern Märchen erzählte, ihr Talent entdeckt. Die nachfolgenden Lebensdaten mögen diese Tatsache rasch beleuchten.



Lisa Wenger.

Lisa Wenger-Kuuz ist am 23. Januar 1858 in Bern als „halbe Bernerin“ (ihre Mutter war die Tochter des Spitalpredigers Haller in Bern) geboren. 1863 siedelten ihre Eltern nach Basel über, wo die Kinder die Schulen besuchten. Lisa bildete sich im Malen aus und hielt sich zu diesem Zwecke 1880 in Paris, später in Düsseldorf und Florenz auf. 1890 verheiratete sie sich. Bis 1904 leitete sie ein Damenatelier mit ungefähr 30 Schülerinnen. Nach Delsberg übergesiedelt, wo ihr Gatte, ein Stadtberner, zwei Fabriken besitzt, begann sie zu schreiben: eine Fabel für eines ihrer Kinder. Dies machte ihr Freude, mehr als das Malen, und sie schrieb weiter, sechzig Fabeln, aus denen das „blaue Märchenbuch“ (bei Huber & Cie. in Frauenfeld verlegt) gebildet wurde, das 1906 herauskam. In geprägter Folge entstanden „Wie der Wald still ward“ 1907, „Prüfungen“ 1908 (beide Bücher ebenfalls bei Huber & Cie.), „Die Wunderdoktorin“ 1909 (in der „Schweiz“). Mehrere Erzählungen, die in Zeitschriften zerstreut erschienen, warten der Sammlung. Daneben malte sie 4 Kinderbücher: „Von Sonne, Mond und Sternen“, „Das weiße Häschchen“, „Fogeli soll ga Birli schüttle“ und „Hüt isch wieder Fasenacht“, die zum Teil riesige Auflagen erreicht haben. Die beiden letzten sind bei A. Francke in Bern erschienen (Preis je Fr. 2) und können zum Besten gezählt werden, was in letzter Zeit an Kinderbüchern entstanden ist.

Diese wenigen Daten verraten schon, was ihre Werke, genauer betrachtet, eindrucksvoll dar tun: daß Lisa Wenger fest

im wirklichen Leben wurzelt. Man bekommt bei ihr das Gefühl, daß da ein kraft- und zielbewusster Künstler vor uns steht, für den es kein Schwanken und auch kein leises Aufstreten, aber auch kein sich in Gesträpp und Unterholz Verirren gibt. Ihr Weg geht durch hochgebauten Wald und zwischen schlanken Stämmen hindurch, die zwar oft ein Dütter erzeugen, aber auch sehr oft frohe Blicke in den blauen Himmel hinauf verstatten. Ein freier Aus- und Ueberblick fehlt bis heute noch; aber man sieht aus jeder Seite die Erkenntnis: ihr Weg steigt langsam, aber sicher hinauf zur Höhe.

Wir möchten sie am liebsten mit Ernst Zahn in Parallele setzen, wenn nicht ihre Schreibweisen, entsprechend ihren Wesen, in vielem grundverschieden wären. Wir genießen bei Zahn das Schauspiel eines emporsteigenden Dichtersternes, der immer heller und reiner strahlt. Aber Zahn fehlt der Humor, jene goldene Brücke, die uns über die klaffende Spalte zwischen Ideal und Wirklichkeit so leicht und liebenswürdig hinüberträgt. Darum fehlt ihm auch das Kunstmittel, die Schwächen der Menschen zu geißeln, ohne bitter und lehrhaft zu werden, die Satire. Beides, Humor und Sarkasmus, besitzt unsere Dichterin; darin kommt sie wieder G. Keller näher. Voll seinen Humors und glänzender Satire ist „Das blaue Märchenbuch“. Es ist ein Unterhaltungsbuch ersten Ranges. Was die Grimmschen Hausmärchen vor den romantischen Kunstmärchen auszeichnet: Einfachheit und Verständlichkeit in Form und Inhalt, das hat Lisa Wenger ihren kostlichen Kindern der Phantasie zugeeignet. Dazu kommt der höchst interessante Einschlag von Gegenwartsbeobachtungen, die meist einen Stich ins Polemische an sich tragen. Lisa Wenger ist eine entschiedene Natur; sie liebt das Männlich-Starke, die

Entschlossenheit des Handelns, das praktische Anpacken aller Lebensprobleme. Weil sie positive Beispiele vor Augen führt und Lebensbejahung predigt, so verdiente sie es, eine Schweizer Dichterin genannt zu werden, der man nicht genug Einfluß auf unser Volk zuwünschen kann. „Der Kampf um die Kanzel“, eine ihrer Novellen, ist von dieser Art Poësie und könnte füglich mit jenen Geschichten aus den „Leuten von Seldwylo“ verglichen werden, die das Tüchtige und Edle zuletzt doch obenauf kommen lassen, auch wenn Bosheit und tückischer Zufall sich gegen den guten Ausgang verschworen haben. Der Verein für Verbreitung guter Schriften hat mit seinem 85. Zürcher-Heft einen glücklichen Griff getan.

Durch ihr zweites Buch hat Lisa Wenger sich eine Spezialität in der Künstlerwelt geschaffen: die bedingungslose poetische Ausnutzung der Naturgeschichte, insbesondere des Tierreiches. Man müßte das Buch „Wie der Wald stille ward“ zu „Ryncke Voß“ und seinen Zeitgenossen setzen, müßte es aber auch mit Widmanns Meisterwerk „Der Heilige und die Tiere“ vergleichen, um dem gedanklichen und poetischen Gehalte des Werkes und der Gesinnung, der es entsprungen ist, gerecht zu werden.

Der Übergang von der Fabel und dem Tierpos zu der Novelle und dem Roman, der Darstellung rein menschlicher Dinge, ging der Dichterin nicht schwer, die das „Rein Menschliche“ so geschickt in das Tiermärchen hineinprojiziert und auf jeder Seite ihres Fabelbuches beweist, wie gut sie die Menschen kennt. Sezen wir, um dies zu beweisen und um unseren Aufsatz zu beenden, der beschiedentlich nur hinweisen und einführen wollte, zum Schlusse eine kurze Probe aus jenem herrlichen Fabelbuche hin.

Der Igel und seine Frau.

Von Lisa Wenger.

(Aus „Dem blauen Märchenbuch“, Verlag Huber & Cie. in Frauenfeld.)

In einem dichten Brombeergerüsch lebten der Igel und seine Frau recht glücklich zusammen. War sie auch Herr im Haus, so stand es ihr doch gut, und ihm war wohl dabei, und er wünschte es sich nicht anders. Eines abends aber, wie das so gehen kann, hatten sie sich gezankt und waren, ohne sich gute Nacht zu wünschen, zu Bett gegangen. Als der Igel am Morgen erwachte und sich nach seiner Frau umsah, war das Zimmer leer.

Nun, sie wird unten sein und Holz holen, dachte er. Es wurde sieben Uhr, und keine Frau kam. Die Kinder schrien und wollten angezogen sein: aber keine Frau kam. Es wurde 8 Uhr, und die leere Kaffeekanne stand auf dem Tisch, und des Igels Magen knurrte; aber niemand war gekommen. Nun wurde ihm bange! Sollte sie ums Himmels willen davongelaufen sein? Ihn und seine Kinder verlassen haben? Solch eine liebe, gute Frau, solch eine Mutter und sparsame Hausfrau! Er war aber auch so grob gewesen gestern abend, geradezu gemein; aber böse hatte er's nicht gemeint, nein, wahrhaftig nicht! Oh du meine Güte, wenn sie doch wieder käme; er wollte ihr nie mehr sagen, daß die langen Rüssel der Kinder aus ihrer Familie stammten! Es war ja auch nicht wahr! Es wurde neun Uhr, und keine Frau kam. Da konnte es der Igel nicht mehr aushalten; er lief hinunter zu seinem Nachbarn, dem Hasen.

„Denke dir bloß das Unglück, lieber Hase,“ stöhnte er, „meine Frau ist fort!“

„Was,“ rief der Hase, „deine Frau? Ja, warum denn, um Gottes willen?“

„Weiß ichs?“ jammerte der Igel. „Ich war gestern abend grob mit ihr, und da konnte sie es wahrscheinlich nicht mehr bei mir aushalten.“ Dem Igel liefen große Tränen neben seinem Rüssel herunter. „Du weißt, was sie für eine Frau war, fleißig und treu!“

Da kam die Nachbarin aus der Küche herein, die Häsin.

„Was gibts denn da?“ fragt sie.

„Denk bloß,“ sagte ihr Mann, „dem Igel ist seine Frau davongelaufen.“

„Was,“ schrie seine Frau, „mit wem denn?“

„Mit niemand!“

„Dummes Zeug,“ protestierte sie, „mit niemand läuft doch kein Frauenzimmer fort! Da ist gewiß der Maulwurf im Spiel, Herr Nachbar; der steht den ganzen Tag vor seiner Tür ihr gegenüber, bürstet seinen Sammetpelz und macht ihr Komplimente. Jawohl mit niemand!“ Dem Igel standen seine Stacheln in die Höhe vor Schreck; er wollte etwas sagen; aber da kam eben eine Nachbarin zur Türe herein.

„Wissen Sie es schon, Frau Ratte, dem Igel ist seine Frau mit dem Maulwurf davon!“

„Wundert mich gar nicht,“ sagte die, „sah ja immer nach den Mannsbildern, war ja den ganzen Tag auf der Straße! So eine Frau, eine liederliche! Sie tun mir wirklich leid, lieber Nachbar.“

Sie lief fort, um es weiter zu erzählen, vor allen Dingen um ihre Schwester zu veranlassen, mit ihrer jüngsten Tochter herzukommen; denn nun konnte der Igel ja wieder heiraten. Bald kamen sie alle drei um ihn zu trösten. Die ganze Stube war voll Leute, die alle den Igel bedauerten und aufheulten und voll Schadenfreude waren. Er weinte schon lange nicht mehr. Nein, in seinem gerechten Zorn lief er die Stube auf und ab, und die ganze Gesellschaft hegte und schürzte. Die Tochter der Ratte, ein zartes, weißes Fräulein mit rosenroten Ohren und rosa Schnauz ging ihm gehörig um den Bart und machte sich sehr niedlich.

Endlich begann der Hase: „Lieber Nachbar, ich weiß dir in dieser traurigen Sache keinen bessern Rat, als erstens die Treulose sobald als möglich zu vergessen, wie sie es auch nicht anders verdient hat, zweitens aber dir eine andere Lebensgefährtin zu wählen, eine Mutter für deine Kinder, eine treuere Frau für dich. Und eine bessere Wahl kannst du nicht treffen als das hier anwesende Fräulein Ratte.“